

nicht undenkbar, gerade auf diesem Gebiet die eigentlichen Zukunftsaufgaben und die besondere katholische Sendung der Kommission zu sehen; immer mehr setzt sich allenthalben die Erkenntnis durch, daß ohne Klärung der demographischen Vorfragen, bei denen es sich ja immer um menschliche Schicksale und unsterbliche Seelen handelt, die eine Welt in Freiheit und Frieden nicht zustande kommen kann. Gewiß sind das zum Teil auch technische Fachfragen, bei denen die Kirche überfordert wäre, wollte man von ihr eine unmittelbare Antwort erwarten. Aber die Beantwortung dieser Fragen darf nicht auf Kosten des christlichen Menschenbildes gehen, wie es bei einer Einführung neomalthusianischer Praxis oder bei einer Formung der Gesellschaft nach den Leitideen des marxistischen Materialismus der Fall wäre. So ist es von großer Bedeutung, daß die Internationale Kommission für Wanderungsfragen über ihr eigentliches praktisches Anliegen hinaus den katholischen Fachleuten eine Plattform und ein Forum bietet, von dem aus dieser ganze Problembereich anvisiert und abgeschritten werden kann. Die Kirche kann sich in unseren Tagen nicht mehr nur mit theologischen Gutachten begnügen; sie bedarf in Augenblicken totaler Bedrohung auch der Möglichkeit totaler Abwehr. Die Richtlinien und Maßstäbe für die bisher noch unbewältigten Bevölkerungsprobleme im Weltganzen müssen erst noch geduldig erarbeitet und können nicht a priori irgendwelchen Kompendien entnommen werden. Aber alles hängt davon ab, daß die eine Kirche und die eine Welt in diesem zentralen Anliegen zum Einklang gelangen.

Paulus Gordan OSB

Die europäische Krise

Wenn man diese Worte heute liest, denkt man zunächst an das ungarische Trauerspiel, dessen Zeugen wir werden mußten, oder an die Wirren im vorderen Orient. Doch scheinen uns diese Er-

eignisse nur die Folgen einer viel tiefer liegenden europäischen Krankheit zu sein. Europa krankt am längst in Verwesung begriffenen Nationalismus; und da es ihn nicht ausscheidet, vergiftet er sein Dasein. Obwohl die Weltsituation schon seit spätestens 1918, dem Ende des ersten Weltkrieges, zwingend zur europäischen Gemeinschaft ruft, obwohl diese Gemeinschaft seit 1945 eine Frage für Tod und Leben unseres alten Erdteils geworden ist — will der anachronistische Grundsatz der unbegrenzten Souveränität nicht aus den Parlamenten und Regierungen verschwinden. Mit Schlagworten aus dem letzten Jahrhundert wehrt man sich gegen das, was die Zeit fordert.

Seiner Bevölkerungszahl, seiner Geschichte und dem Reichtum seiner kulturellen Werte nach hätte Europa, hätte auch der noch frei gebliebene Westen Anspruch darauf, neben den Weltmächten der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion ein gleichberechtigtes Wort mitzusprechen, wenn es nur seine Kräfte vereinigen wollte.¹ Seine nationalstaatliche Vergangenheit: seine Zerrissenheit, seine Kriege und seine Heldendenkmäler — das alles steht wie ein Gespenst hinter jedem Versuch, etwas Neues, eine Pax Europaea zu schaffen, und verhindert durchgreifende Reformen. Kleinliche Egoismen, die den Augenblicksvorteil für das eigene Volk höher schätzen als das gemeinsame Wohlergehen auf lange Sicht, tun ein übriges. Erst wenn solche Tragödien hereinbrechen wie die ungarische, stehen wir entsetzt vor unserer Ohnmacht. Hatten schon das Unglück des ersten Weltkrieges und seine Folgen europäischen Zusammenhalt gefordert, so noch viel mehr die Folgen des zweiten. Was die moralische Größe und den geistigen Wert des alten Erdteils ausmachte, lebt heute nur noch im europäischen Westen in Freiheit. Die auf ein Rumpfdasein eingeschränkte Lebenskraft des Abendlandes blutet aus

¹ Vgl. dazu *La Civiltà Cattolica* 107 IV (1956) 249 ff.

tausend Wunden unter dem rohen Griff, der ihren Leib in zwei Teile zerrissen hat. Unter der Not der blutenden Grenze hätte die Zwietracht verstummen müssen. Sie ist nicht verstummt. Wir wissen, wie oft schon die schönsten Ansätze zu einem westlichen Schicksalsbund verkümmerten. Und nun erkennen wir für Augenblicke wie im Blitzstrahl eines Gewitters, wo wir stehen. Ein europäisches Volk, ein Volk, das unseren Glauben, unsere Lebensformen, unsere Ideale und — natürlich — auch unsere Schwächen teilt, wird vor unseren Augen vergewaltigt, ohne daß wir die Macht haben, ihm wirklich zu helfen. Eine tiefe Verdemütigung! — Wir denken hier nicht zunächst an militärische Hilfe, wir sind vielmehr überzeugt, daß Sowjetrußland es gar nicht gewagt hätte, vor den Augen eines geeinten und starken Westeuropas die ungarische Freiheit so brutal abzuschlachten.

Wenn man von der Uneinigkeit Europas spricht, die sich gerade angesichts des ungarischen Unglücks so unheilvoll auswirkte, denken viele an den folgen schweren Seitensprung Englands und Frankreichs in der ägyptischen „Poliizeiaktion“. Indes sollten wir auch hier nachdenken, ob die englisch-französische Intervention am Suezkanal nicht ebenfalls Hintergründe hat, die mit dem Mangel an europäischer Solidarität zusammenhängen. Es dreht sich hier nicht darum, das englisch-französische Vorgehen zu rechtfertigen, sondern die Franzosen und (einen Teil der) Engländer in ihrer Haltung psychologisch zu verstehen. Hören wir eine französische Stimme, die noch vor dem militärischen Eingreifen gesprochen hat: „Die westlichen Völker haben in der Suezfrage bewiesen, daß sie nicht immer bereit sind, dem Umstand Rechnung zu tragen, im gleichen Boot zu sitzen, das von mehr oder weniger feindlichen Gruppen umgeben ist. Ebenso wenig sehen sie, daß sie ihren eigenen Belangen schlecht dienen, wenn sie glauben, die Schwierigkeiten des einen oder anderen

der Mitruderer übersehen zu können. Wenn von Suez die Rede ist, denken die Amerikaner an ihre Ölquellen im mittleren Osten und die Deutschen an die arabischen Märkte. Sie begreifen nicht ohne weiteres die gegenseitige Abhängigkeit des Westens und daß sie einer Staatengruppe angehören, die als Ganzes von den anderen abgeurteilt oder respektiert wird. Die Haltung der deutschen öffentlichen Meinung ist in dieser Beziehung bezeichnend. Während die Bonner Regierung ihre Verpflichtungen gegen den Westen peinlich genau erfüllt, geht die öffentliche Meinung andere Wege. Ermutigt durch einen großen Teil der Presse, zeigt sie sich im höchsten Maß gleichgültig und betrachtet Suez als ein Problem, das sie durchaus nichts angeht.“ Und dann wird darauf hingewiesen, daß die gleiche öffentliche Meinung, von den gleichen Zeitungen angeregt, es anstößig findet, wenn die westlichen Partner Deutschlands sich nicht mit äußerstem Eifer um die deutsche Wiedervereinigung kümmern.² Wie wenig europäisch — und wie beschämend — diese durch die Zeitungen gesteuerte öffentliche Meinung sich in Deutschland verhielt, konnte jeder erkennen, der die Presse der übrigen europäischen Länder verfolgte.

Wir sehen es handgreiflich: Frankreich fühlte sich im Stich gelassen. Und es glaubte dann wohl, es sich schuldig zu sein, die beschämende „Solidarité de l'abdication“ auf eigene Faust und durch einen Gewaltstreich zu durchbrechen. Es ist natürlich klar, daß Fehler gegen die europäische Schicksalsgemeinschaft von allen Partnern gemacht worden sind. Die oben angeführte französische Zeitschrift weist selber auf solche Fälle hin, wo England und Frankreich sie begingen. Den verhängnisvollsten, weil grundlegenden darf man dabei nie vergessen: die Ablehnung der EVG. Mag nun dem allem sein, wie ihm wolle, man sollte

² La Vie intellectuelle, 27 (1956) 66/67.

wenigstens eines tun: aus den Folgen der früheren Fehler lernen und ohne Verzug den Ausbau der europäischen Einheit vorantreiben.

G. Friedrich Klenk SJ

Rückkehr zur Poesie

Der Roman von Robert Speaight „Der Engel im Nebel“ (360 S., Stuttgart 1954, Schwabenverlag, Ln. DM 12,50) stellt sich vor als ein von Charles Mason bevorwortetes Manuskript des englischen Seeoffiziers Christopher Marlow, der nach einem zwanzigjährigen Aufenthalt in Kenia 1965 nach England zurückkehrt. Hier kamen ihm die Erinnerungen von Helena Vaughan in die Hände, die er mit einer Einleitung und einem Schluß versah, in denen er das Wiedersehen mit seinem alten Freund, einem Theaterkritiker, und seiner früheren Bekannten, eben der Helene Vaughan, erzählte. Das Hauptstück des Buches ist der Lebensbericht Helenas. Sie stammt aus einer alten Schauspielerfamilie, der das Theater im Blut lag, die auch schon als Kind auftrat, dann aber einen sehr starken Widerwillen gegen die Bühne empfand. Bei dem Besuch einer Freundin lernt sie einen jungen adeligen Schriftsteller kennen. Die Liebe zu ihm bewirkt ein Erwachen ihres ganzen Wesens. Das macht sie bereit, einer Bitte des Vaters zu willfahren und als Viola in Shakespeares „Was ihr wollt“ aufzutreten. Sie hat einen außerordentlichen Erfolg. Ihr Bekannter war auch bei der Vorstellung, in der sie, ohne ihn zu sehen, eigentlich nur für ihn gespielt hatte. Er löst seine Verlobung mit einer Dame aus seinen Gesellschaftskreisen und heiratet Helena. Seine Kühle und Ichbezogenheit bewirken aber eine solche Entfremdung, daß sie sich später von ihm trennt. Sie läßt sich aber nicht scheiden und verzichtet auf die Liebe Christopher Marlows, in dem sie gerade einen Menschen gefunden hatte, der ihrem wahren Wesen entsprach, und zieht sich von der Bühne zurück. Nach zwanzig Jahren des inneren Reifens

folgt sie der Bitte des Intendanten des neuen Stadttheaters, zur Eröffnung des erneuerten Hauses die Lady Macbeth zu spielen. Die Vorstellung zeigt ihre künstlerische Kraft und Abgeklärtheit in letzter Vollendung. Sie ist am Ziel, das auch menschlich mit dem Zusammenreffen mit Marlow und seinem Freund besiegelt wird.

Der Bericht der erzählten Vorgänge läßt nur ahnen, daß der Roman eigentlich die Frage nach dem Wesen der Kunst beantworten will. Die Verlebendigung eines Dichtwerkes und die Nachgestaltung eines Kunstwerkes hat nach Speaight drei Stufen. Die erste, äußerlichste, auf der die meisten Aufführungen stehenbleiben, verharret beim Technischen, das zum Teil auf einer angeborenen Fähigkeit fußt und dann durch Übung erworben wird. Höher steht jene Nachbildung, in der der Spieler in menschlicher Ergriffenheit, etwa befeuert durch die Liebe, die Seele der darzustellenden Person sich anverwandelt und mitteilt. Der Grad dieser Inbrunst bedingt die geringe und höhere Vollendung. Wesentlich verschieden davon ist die dritte Stufe, in der der Künstler sozusagen im Angesicht der Ewigkeit den Charakter seiner Rolle erfaßt und sie so verwirklicht, wie sie im Ganzen der göttlichen Ordnung steht. Speaight gestaltet diese seine Überzeugung dadurch mit einem besonderen Reiz, daß er sie gerade an einer Lady Macbeth, fast der Verkörperung des Bösen, veranschaulicht. Hier entsteht reine Schönheit.

Damit ist noch nicht der letzte Gehalt des Romans angedeutet. Der Verfasser, selbst ein Literaturwissenschaftler und Shakespeareforscher, wollte das Wesen der Poesie selbst, nicht in einer theoretischen Abhandlung wie Simon Ware, der Mann der Helena Vaughan, in seiner „Schönen Treppe“, sondern in einer Dichtung ergründen. So spielt seine Geschichte nicht nur unter Theaterleuten und Deutern der Kunst, befassen sich die Gespräche nicht nur mit Erörterungen über die verschiedenen Richtungen der dramatischen Kunst von